BEATE SAUER

Die Buchmalerin

Buch

Im Westen des Deutschen Reiches, zu Beginn des Jahres 1235 n. Chr.: Vier Jahre schon ist die junge Donata auf der Flucht vor der Inquisition. In einem Benediktinerkloster aufgewachsen und ausgebildet, lernte sie Schreiben und Latein – und vor allem das Malen. Die Benediktinerinnen hatten ihr Talent früh erkannt und gefördert. Doch dann wird der jungen Buchmalerin ihr Können zur Gefahr. Ihre Bilder von Menschen und Heilpflanzen sind so lebendig, dass die Leute munkeln, der Teufel hätte ihr die Hand geführt. Bald muss Donata fliehen – allein und in Männerkleidung schlägt sie sich durch die winterliche Eifel. Eines Nachts sucht sie Schutz in einer abgelegenen Ruine und wird dort Zeugin eines schrecklichen Verbrechens: Sie beobachtet, wie Kardinal Enzio von Trient einen der höchsten Vertreter der Inquisition mit eigenen Händen ermordet. Doch auch sie wird gesehen, und es dauert nicht lange, bis Enzio sie öffentlich als Ketzerin verfolgen lässt. Aber der Kardinal ist nicht der Einzige, der sie sucht …

Autorin

Beate Sauer wurde 1966 in Aschaffenburg geboren. Sie studierte Philosophie und katholische Theologie in Würzburg und Frankfurt am Main. Seit 1997 lebt und arbeitet sie als freie Autorin in Köln.

Beate Sauer

Die Buchmalerin

Roman

GOLDMANN

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann-Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Mai 2006
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der Originalausgabe 2005
by Grafit Verlag GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: akg-images
JE · Herstellung: MW
Satz: DTP Service Apel, Hannover
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN-10: 3-442-46178-2
ISBN-13: 978-442-46178-3

www.goldmann-verlag.de

Die Kräfte verließen Donata. Sie taumelte gegen einen Baumstamm und verschloss vor der weißen Ödnis ringsum die Augen. Seit zwei Tagen war der Schnee in dichten Schwaden über den Wäldern der Eifel niedergegangen, lastete auf Bäumen und Strauchwerk und löschte die Konturen der Landschaft aus. Der Schnee machte jeden Schritt mühsam, ließ sie ausgleiten und raubte ihr die Kraft. Und er war schuld daran, dass sie irgendwann im Verlauf dieses Tages den Weg verloren hatte, der sie von Burgund nach Köln führen sollte.

Die Erschöpfung umfing Donata mit einer grauen, sanften Schwere. Sie wollte sich fallen lassen und an der Wurzel des Baums liegen bleiben. Doch ein eisiger Windstoß, der durch ihre Kleidung schnitt, und der Wille, der sie während der vergangenen vier Jahre am Leben erhalten hatte, brachten sie wieder zu sich. Sie durfte nicht einschlafen. Wenn sie einschlief und nicht mehr erwachte, wartete die Hölle auf sie.

Sie stolperte vorwärts, kämpfte sich weiter durch Schnee und Unterholz. Irgendwann bemerkte sie, dass sich die Abenddämmerung zwischen die Bäume senkte. Bei dieser Kälte und ohne einen geschützten Ort – das wusste sie nur zu gut – würde sie die Nacht nicht überleben.

Nicht daran denken … Der Schnee hatte eine stumpfgraue Farbe. Wie Bleiweiß, mit ein wenig Ruß und Kobalt gemischt … Und der Ast vor ihr war, unter der Schneeschicht, lang gezogen und schmal … Ranken verhakten sich im Wollstoff ihres Mantels. Sie zerrte sich los. Doch ihre Bewegung war so heftig, dass sie stolperte. Der Boden unter ihr gab nach.

Sie verlor endgültig das Gleichgewicht und stürzte einen Abhang hinunter.

Während sie fiel, hatte Donata unwillkürlich die Augen geschlossen. Als sie die Lider wieder öffnete, schaute sie in einen grellgelben, von dunkelgrauen Wolken gesäumten Streifen Himmel. Es dauerte einige Augenblicke, ehe sie begriff, dass ihr keine Zweige mehr die Sicht versperrten. Hastig richtete sie sich auf und sah sich um. Der steile Abhang, den sie hinuntergestürzt war, bildete den Rand einer Lichtung. Nicht weit entfernt von ihr befand sich die Ruine einer kleinen Kirche. Das Mauerwerk und ebenso die Balken, die aus dem weit gehend zerstörten Dach ragten, waren vom Feuer geschwärzt. Die Umrisse von anderen Mauern und eine hohe Hecke zeichneten sich unter dem Schnee ab. Sie deuteten darauf hin, dass die Kirche zu einem Kloster gehört hatte. Der Blitzschlag, Räuber oder Soldaten mochten es niedergebrannt haben.

Der Schnee, der die Lichtung bedeckte, war, abgesehen von Tierspuren, unberührt. Während der letzten Tage hatte kein Mensch den verfallenen Ort aufgesucht. Ein Windstoß peitschte die Äste der Bäume. Flocken wirbelten aus den schweren, tief fliegenden Wolken. Die ersten Boten eines Schneesturms.

Donata zögerte nicht länger, sondern hastete auf die Ruine zu. Als sie nur noch wenige Schritte vom Eingang entfernt war, griff sie nach dem Messer, das sie in ihrem Bündel bei sich trug. Zur Flucht bereit, trat sie an die Türöffnung. Doch auch der Schnee, der sich im Inneren ausbreitete, wies keine Fußtritte von Menschen auf.

Langsam ging Donata durch den zerstörten Raum, wobei sie immer noch das Messer umklammert hielt. Der gemauerte Altar in der Apsis hatte das Feuer überstanden. Als sie an seiner Rückseite angelangt war, sah sie, dass aus dem Sockel, sei es durch die Gewalt des Feuers oder durch Wind und Wetter, Steine herausgebrochen waren. Sie kniete nieder, streckte ihre Hände in die Öffnung. Der Altar war hohl. Vorsichtig rüttelte sie am Mauerwerk. Einige der Steine ließen sich bewegen. Do-

nata entfernte sie und tastete das Innere des Sockels noch einmal und gründlicher ab. Sie erkannte, dass sie darin, wenn sie sich zusammenkauerte, Platz finden würde. Unschlüssig verharrte sie, während sie in die dunkle Höhlung blickte. Konnte sie es wagen, sich an einem geweihten Ort zu verbergen? Ein eisiger Windstoß, der durch die Kirche blies und einen dichten Flockenschwall vor sich hertrieb, und die zunehmende Dunkelheit waren stärker als ihre Angst.

Unter den schmalen Fenstern der Apsis, dort, wo das Dach unbeschädigt war, lag trockenes Laub. Sie raffte es, so gut es ging, zusammen, trug es zum Altar und breitete es im Innern aus. Als der Boden der Höhlung völlig mit den Blättern bedeckt war, nahm sie einige Steinbrocken, die sie ebenfalls in der Apsis gefunden hatte, legte sie neben die Öffnung und schlüpfte dann hinein. Der Hohlraum im Sockel war sogar so groß, dass sie gebückt darin knien konnte. Während der Wind an Stärke zunahm, rückte sie die Steine, die sie aus der Altarwand genommen hatte, wieder an ihren Platz und füllte den restlichen Zwischenraum mit den anderen Brocken.

Als Donata das Schlupfloch geschlossen hatte, war es im Innern des Altars völlig finster und das Heulen des Windes und das Ächzen der Bäume nur noch gedämpft zu hören. Sie streifte ihr nasses Schuhwerk von den Füßen und fasste nach ihrem Bündel. Nach kurzem Suchen fand sie das grob gewebte Kleid. In den Wäldern trug sie es nicht. Dort war es besser für sie, sich als Knabe zu zeigen. Sie wickelte das Kleid um ihre bloßen Füße, legte sich auf das trockene Laub und verteilte einen anderen Teil der Blätter über sich. Dann aß sie einige Bissen von dem Brot, das sie am Morgen in einem Weiler erworben hatte.

Eine kurze Zeit lauschte sie noch auf den heulenden Wind, ehe sie vor Erschöpfung einschlief und ihr das Brot aus der Hand fiel.

*

Der Dämon … Sie musste dem Dämon entkommen … Donata rannte durch einen Raum von gewaltigen Ausmaßen. Dämmerlicht lag über seinem Boden. Dunkelheit verhüllte die Decke. Der modrige Dunst von feuchtem, kaltem Stein füllte die Luft. Sie hatte den Dämon nicht gesehen, sondern nur das Geräusch seiner Schwingen gehört. Von allen Ausgeburten der Hölle, die sie verfolgten, waren zwei besonders schrecklich. Ein katzengleicher Dämon, dessen Rede voller Gift war, und der, der sie jetzt bedrohte. Ihn fürchtete sie am meisten. Das Maul dieses Dämons war breit und mit scharfen Zähnen bestückt und seine Nase aufgeworfen. Mächtige Flügel spannten sich über seinen fischartigen Leib, und Krallen bewehrten seine Klauen. Wenn es ihm gelang, sie zu packen und sich ihrer Seele zu bemächtigen, würde sie sterben.

Keuchend hastete Donata weiter. Der Boden unter ihren Füßen war uneben und glitschig. Sie durfte nicht stürzen. Der Dämon war näher gekommen. Er redete zu ihr, gebrauchte die Sprache der Priester und Gelehrten. Die Färbung eines südlichen Landes schwang in ihr mit. Die Stimme selbst war füllig und tief, hatte jedoch einen schneidenden Unterton. Wie schwerer Samt, in dem ein Messer verborgen war. Die Stimme ließ sie schaudern. Sie stolperte, fiel …

Als Donata erwachte, hatte sie den Rücken gegen das Mauerwerk des Altarsockels gepresst und ihre Hände waren in das trockene Laub gekrallt, das den Boden des Hohlraums bedeckte. Einige Augenblicke lag sie schwer atmend da, während der Schlaf allmählich von ihr abfiel und der Albtraum verblasste. Nun erst wagte sie es, ihre Arme auszustrecken und nach ihrem Bündel zu tasten. Sie wollte es an sich ziehen und sich an ihm festhalten. So, wie sie es immer tat, wenn sie aus bösen Träumen erwachte.

Ihre Finger berührten eben das Bündel, als wieder, ganz in ihrer Nähe, die samtweiche Stimme des Dämons zu ihr sprach. Entsetzen erfüllte sie. Doch nun erklang eine zweite Stimme, die spröde wie trockenes Stroh war. Es war die eines Men-

schen. Als Donata die Lider aufschlug, die sie bis jetzt fest geschlossen gehalten hatte, bemerkte sie einen Lichtstreifen. Er drang durch einen breiten Riss zwischen den Steinen. Während sie nach ihrem Messer suchte, hob sie zitternd den Kopf und schob ihr Gesicht an den Spalt.

Als sich ihre Augen an die schwache Helligkeit gewöhnt hatten, sah sie, dass das Licht von einer Fackel herrührte. Vier Männer hielten sich im vorderen Teil der Ruine, nahe der Tür, auf. Einer davon, ein großer, muskulöser und beinahe kahlköpfiger Mann, hielt die Fackel in den Händen. Ein anderer hatte ein schmales, bärtiges Gesicht und war höfisch gekleidet. Einer war ein Mönch, der die Kutte der Dominikaner trug. Die Augen in seinem ausgezehrten Gesicht – dies konnte Donata trotz des unruhigen Fackelscheins erkennen – blickten brennend, als würde er von einem inneren Feuer aufgezehrt.

Doch obwohl die Gegenwart des Mönchs Donata sonst entsetzt hätte, bannte sie der Anblick des vierten Mannes. Dieser stand dem Mönch gegenüber und musterte ihn mit einem leichten Lächeln. Sein pelzbesetzter Mantel aus dunkelrotem Samt entsprach seinem herrischen Antlitz. Ein kantiges Gesicht mit einem breiten, sinnlichen Mund, einer scharf gekrümmten Nase und dunklen, verhangenen Augen. Ein Gesicht, das sie an das einer Statue erinnerte, die sie vor langer Zeit einmal zwischen Dornen und verdorrtem Laub gefunden hatte. Ein steinernes Antlitz, das einen wirklichen Menschen zeigte und das in ihr den Wunsch geweckt hatte, die Gesichter wirklicher Menschen zu malen. Für Momente vergaß Donata ihre Furcht und schaute den Mann nur an.

Als der Mönch wieder zu reden begann, kehrte die Angst zurück. Ihr Leben war verwirkt, wenn die Männer sie fanden und einem Verhör unterzogen. Einzelne lateinische Wörter drangen an Donatas Ohr, die sie verstand. Doch sie fürchtete sich zu sehr, als dass sie die Ausdrücke hätte zusammenfügen können. Dennoch vermochte sie es nicht, ihren Blick von der im Licht der Fackel seltsam unwirklichen Szene abzuwenden.

Wie immer, wenn sie sich ängstigte, versuchte sie, sich Einzelheiten einzuprägen. Das Gesicht des höfisch gewandeten Mannes war oval, seine Nase kurz und gerade. Die Augenbrauen bildeten dicke Striche. Ein Mensch, der das mittlere Lebensalter schon erreicht hatte oder kurz davor stand. Die Züge des Mannes, der die Fackel hielt – ein Diener wohl –, waren eher grobschlächtig, die Höcker in seiner Nase wiesen darauf hin, dass sie mehrmals gebrochen war.

Wieder wanderte ihr Blick zu dem Mann, der den roten samtenen Mantel trug. Noch immer lag ein Lächeln auf seinem Gesicht. Nun beugte er sich vor und legte dem Mönch den Arm in einer beinahe freundschaftlichen Geste um die Schultern. Im nächsten Moment blitzte Metall auf. Der Dominikaner stieß einen schrillen Schrei aus und sein Leib krümmte sich.

Donata wollte die Augen schließen, doch sie konnte den Blick nicht abwenden. Sie sah, wie die Hand des Mannes eine rasche Drehung vollführte, als er mit dem Messer die Bauchdecke des Mönches aufriss. Sie sah sein Gesicht. Es trug einen gelangweilten Ausdruck, während er den Mönch beobachtete, dessen Schmerzensschrei schriller und schriller wurde. Sie sah, wie Blut und Gedärm zwischen den knochigen Händen des Dominikaners hervorquollen, wie er langsam zu Boden sank und sich im Schnee wand, der sich dunkel färbte, und sie sah die Miene des höfisch gekleideten Mannes, verzerrt von Entsetzen und Unglauben.

Die zuckenden Bewegungen des Mönches wurden schwächer, erstarben schließlich ganz. Als er regungslos liegen blieb, stieß der Fremde in dem roten Mantel mit der Außenseite seines Stiefels leicht gegen den Brustkorb des Dominikaners, so als wollte er ein Stück Unrat beiseite schieben. Der Körper des Mönches bewegte sich ein wenig, rollte jedoch sofort wieder in seine ursprüngliche Lage zurück.

Der Höfling fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, als versuchte er, einen schlimmen Traum zu vertreiben. »Bei Gott! Warum habt Ihr das getan?«

Der vornehme Fremde musterte ihn, ehe er mit einer Stimme, die kalt und sanft zugleich war, sagte: »*Euch* bin ich keine Rechenschaft über mein Tun schuldig. Und Euer Herr wird mir – denke ich – dankbar dafür sein, dass ich ihn von einem Mönch befreit habe, der sich erdreistete, seine Autorität zu untergraben, und der eine stete Quelle des Zwistes und des Ärgers war.«

Plötzlich bewegte sich der Oberkörper des Dominikaners. Donata, die dies vor den Männern bemerkte, schrie unwillkürlich leise auf, ehe sie die Hände vor den Mund schlug und die Zähne in ihre Finger grub, um jeden weiteren Laut zu unterdrücken. Doch der rasselnde Atem des Mönchs, dessen Hände den Pelzbesatz des roten Mantels umklammerten, hatte ihren leisen Aufschrei ohnehin übertönt.

»Enzio von Trient … Verräter, wie Judas einer war!«, stöhnte der Mönch, während er mit brennenden Augen zu seinem Mörder aufsah. »Mein Blut wird über Euch kommen …«

Der Fremde war einen Schritt zurückgewichen, als sich der vermeintlich Tote aufgerichtet hatte. Doch nun hatte er seinen Gleichmut wiedererlangt. »Ihr habt verloren«, entgegnete er ruhig.

Der Dominikaner öffnete mit großer Anstrengung die Lippen. Doch ehe er noch etwas sagen konnte, hatte sich der Mann in dem roten Mantel gebückt und ihm das Messer mit einer raschen Bewegung tief in die Brust gestoßen. Der Mönch zuckte, dann sank sein Kopf mit einem Seufzen zur Seite, während seine Hände immer noch den Pelzbesatz des Mantels umklammert hielten.

Donata presste sich zitternd gegen die Steine des Altarsockels und schloss die Augen. Für kurze Zeit war noch die gedämpfte Stimme des Fremden zu vernehmen. Ein leises Murmeln wie das eines, dem ersten Anschein nach, sanft fließenden Baches, dem jedoch eine gefährliche Unterströmung zu Eigen war. Eine raue Stimme, es musste die des Dieners sein, antwortete knapp und leise. Schritte knirschten auf dem

Schnee und verklangen, während sich jemand, der bei dem, was er tat, ein leises schabendes Geräusch verursachte, in der zerstörten Kirche zu schaffen machte. In der Ferne wieherten Pferde. Eine Weile später knirschten wieder Schritte im Schnee und verloren sich dann.

Von irgendwoher war nun ein Wimmern zu hören. Entsetzt fragte sich Donata, ob der Mönch noch einmal von den Toten zurückgekehrt war und, von Schmerzen gepeinigt, über den Boden der Kirche kroch. Doch schließlich begriff sie, dass sie es selbst war, die das Wimmern ausstieß. Als sie die Lider aufschlug, umgab sie eine undurchdringliche Dunkelheit.

Ein Teil ihres Wesens wünschte sich nichts sehnlicher, als aus dem Altarsockel zu kriechen und zu fliehen. Doch ein anderer Teil, und dieser war stärker, fürchtete sich vor dem, was draußen, in der zerstörten Kirche, auf sie warten mochte. Frierend presste sie sich gegen das Mauerwerk, wagte es kaum, sich zu rühren, und wartete darauf, dass die Nacht zu Ende ging.

*

Als ein Strahl grauen Lichts durch den Riss im Altarsockel fiel, tastete Donata nach dem Kleid, das sie sich am Abend zuvor zum Schutz gegen die Kälte um die Füße geschlungen hatte. Sie fand es und band es sich, da sie unter ihrem Mantel erbärmlich fror, wie ein Tuch um den Oberkörper. Das Leder ihrer Schuhe war feucht und klamm. Aber ihre Füße waren von der Kälte ohnehin so gefühllos, dass sie diese kaum spürte. Nachdem sie die Steine so weit entfernt hatte, dass sie nach draußen schlüpfen konnte, griff sie nach ihrem Bündel und kroch, darum bemüht, kein Geräusch zu verursachen, aus ihrem Versteck.

Langsam schob sie sich an dem Sockel entlang, bis sie um seine Ecke spähen konnte. Fahles Morgenlicht füllte das Innere der zerstörten Kirche. Sie war leer bis auf einen Fuchs, der

über den Boden huschte und witternd, mit hoch erhobenem Schwanz verharrte, als habe er ihre Gegenwart gespürt. Einen kurzen, hastigen Atemzug lang hoffte Donata, dass an diesem Ort kein Mord geschehen und das, was sie gesehen hatte, nur Teil eines schlimmen Traums gewesen war. Doch nun bemerkte sie die Fußtritte im Schnee und den länglichen Haufen nahe dem zerstörten Portal. Sie erinnerte sich wieder an das leise schabende Geräusch, das sie nach dem Mord gehört hatte. Der Diener hatte Schnee über den Leichnam gehäuft …

Erneut wurde Donata von Entsetzen erfüllt. Sie sprang auf und stürzte nach draußen. Erst als sie die verschneite Hecke erreichte, die einmal ein Teil der Umfriedung gewesen sein mochte, wagte sie es, stehen zu bleiben und sich umzuschauen.

Die Ruine lag in einer Mulde von beinahe ovaler Form, die der Länge nach von einem vereisten Bachlauf durchschnitten wurde. Steil aufragende, bewaldete Hügel bildeten ihre Ränder. Über dem östlichen Hügelkamm ging die Sonne auf, tauchte die dicht verschneiten Wipfel der Bäume in ein eisig funkelndes Licht. Der Himmel war klar. Während der nächsten Stunden würde es nicht schneien. Aber die Kälte war so beißend, dass Donatas Zähne aufeinander schlugen.

Verzweiflung erfasste sie. Die Sicht war, im Gegensatz zum Vortag, klar und der Wind hatte sich gelegt. Aber der Schnee, ihr Feind, lag noch ein gutes Stück höher und sie wusste immer noch nicht, wo sich die nächste Ortschaft befand, geschweige denn, wie weit sie entfernt war. Auch ein Weg war nirgends auszumachen. Falls es jemals einen Pfad gegeben hatte, der aus dieser Wildnis herausführte, so hatte ihn der Schnee unter sich begraben.

Eine Stimme flüsterte Donata zu, sie solle sich in den Schnee fallen lassen. Es werde nicht lange dauern und die Schmerzen in ihren kalten Gliedern ließen nach. Sanft werde der Schlaf sie umfangen, Angst und Qual für immer auslöschen. Leicht sei der Tod durch Erfrieren. Ganz anders als die Pein des Feuertodes.

Aber eine andere Stimme sprach dagegen. Sagte, dass die Pein des Feuertodes noch sanft sei verglichen mit den immerwährenden Schmerzen, die sie in der Hölle erwarteten. Jener Hölle, die für die rückfälligen Ketzer bestimmt war. Oder jener noch tieferen Hölle für die Menschen ohne Glauben.

Diese Stimme war die stärkere. Sie trieb Donata aus dem Schutz der Hecken und zwang sie, sich durch den Schnee zu kämpfen und auf den Wald zuzulaufen, der sich auf der anderen Seite der Lichtung erhob.

Als sie den Saum der Bäume fast erreicht hatte, stand die Sonne ein wenig höher am Himmel. In dem gelblichen Schein, der nun beinahe bis auf den Boden des verschneiten Talgrundes reichte, glaubte Donata plötzlich, einen Einschnitt zwischen den Stämmen wahrzunehmen. Sie folgte ihm einige Schritte und war darauf gefasst, dass ihr sofort wieder Bäume und Gebüsch den Weg versperrten. Doch der Einschnitt schien sich als ein Spalt fortzusetzen, der zwischen den hohen Stämmen hügelan führte. Ein Spalt, der vielleicht, wenn nicht Schnee den Waldboden bedeckt hätte, als Pfad erkennbar gewesen wäre.

Sie zögerte. Was, wenn sich der Weg als eine Täuschung erwies und irgendwo zwischen den Bäumen endete? Wenn sie sich, wie am vergangenen Tag, im Wald verirrte? Doch die Kälte, die durch ihre Kleidung drang, ließ ihr keine Wahl. Sie lief weiter, wobei sie bei jedem Schritt fast bis zu den Knien im Schnee einsank.

Der schmale Durchgang zwischen den Stämmen verlief steil hügelauf, dann eine ganze Zeit beinahe eben auf dem Kamm entlang, wo der Schnee an manchen Stellen verharscht und glatt wie Eis war, und schließlich wieder abwärts. Einmal meinte Donata, den Weg verloren zu haben. Doch nachdem sie ein Stück auf ihrer eigenen Spur zurückgegangen war, erkannte sie, dass der Pfad jenseits einiger Büsche, die ihn überwucherten, weiterführte.

Schließlich mündete er in einen Wiesengrund. Ein breiter

Bach, unter dessen vereister Oberfläche Wasser murmelte, folgte den Windungen des Tals. Als Donata sich suchend umschaute, erschien es ihr, als ob sich nahe dem Ufer eine Einkerbung im Schnee abzeichnete. Erschöpft vom anstrengenden Marsch durch den Wald, ging sie zum Bach und folgte dem Pfad entlang dem Ufer. Vielleicht erwies sich ihr das Schicksal als gnädig und sie hatte tatsächlich einen Weg gefunden, der vom Wald aus durch den Wiesengrund und bis zu einem Dorf führte.

Donata verspürte Hunger und wollte den Rest ihres Brotes aus dem Bündel holen. Doch im gleichen Augenblick fiel ihr ein, dass sie am vergangenen Abend einige Bissen gegessen und das Brot nicht wieder in das Bündel gesteckt hatte. Gleichzeitig sah sie, so deutlich, als würde sie wieder im Altarsockel kauern und das Geschehen beobachten, den Mord vor sich. Sah, wie sich das Messer in den Unterleib des Mönches bohrte und dessen Eingeweide zerschnitt, während der Mörder dabei lächelte.

Ein anderes Bild tauchte aus ihrem Gedächtnis auf, das sie sorgfältig darin verschlossen und das sie schon lange nicht mehr in ihren bösen Träumen heimgesucht hatte. Das Bild eines Säuglings, in dessen zarten Körper ein Schwert stieß. Der Soldat, der diese Waffe geführt hatte, hatte auch gelacht.

So schnell es ihr der Schnee erlaubte, hastete Donata am Rande des Bachlaufs vorwärts. Währenddessen kämpfte sie gegen die schlimmen Bilder an und mühte sich darum, sich auf ihre Umgebung zu konzentrieren. Klares Sonnenlicht brachte die Oberfläche des Baches zum Funkeln. Hohe Weiden, von einer dünnen Schneeschicht überpudert, wuchsen nahe bei der Krümmung des Tales. Im Sommer hatten die Bäume längliche, spitze Blätter, die obenauf dunkelgrün und auf der Unterseite von silbriger Farbe waren. Wenn der Wind durch die Weiden fuhr und ihre Äste hob, wirkten sie wie von glitzerndem Metall umsponnen.

Als Donata die Krümmung des Tales fast erreicht hatte, kam ein Reiter auf sie zu. Sie wandte den Blick von den Weiden ab

und schaute zu ihm hin. Der Mann auf dem Pferd war muskulös und kahlköpfig. Sie erkannte ihn sofort. Es war der Mann, der in der Nacht zuvor die Fackel gehalten hatte, der Diener des Mörders. Ihre Blicke trafen sich. Die hellen sandfarbenen Augen des Mannes musterten sie.

Ihre erste Eingebung war, sich umzudrehen und davonzurennen. Doch das Wissen, dass der Reiter sie sofort einholen und ergreifen würde, hielt sie davon ab. Sie senkte den Kopf und ging langsam und gleichmäßig weiter. Als sie nur noch wenige Schritte von dem Pferd entfernt war, trat sie zur Seite, um es vorbeizulassen. Nun war es auf gleicher Höhe mit ihr, bewegte den Kopf und schnaubte. Sie starrte auf seinen braunen, glänzenden Leib. Gleich war es vorbei … Doch das Tier kam zum Stehen. Beinahe sofort beugte sich der Diener vor, packte Donata an der Schulter und zog sie zu sich heran, bis dicht vor den Sattel.

»Junge, was treibst du bei dieser Kälte in dieser abgelegenen Gegend? Wo kommst du her?«

Benommen hörte Donata, dass der Diener Latein sprach wie sein Herr, allerdings in Wortwahl und Klang mit einer stärkeren südländischen Färbung als dieser. Sie starrte auf den Pferdeleib, der sich gleichmäßig hob und senkte. Dort, wo der Sattelgurt verrutscht war, zeichnete sich eine Einkerbung im Fell ab. Ihr Kopf war wie leer.

»He, Junge! Antworte! Sieh mich an!« Er schüttelte sie grob, sodass ihr der Kopf in den Nacken fiel und die Zähne aufeinander schlugen.

Sie musste sich zwingen, zu dem Diener aufzublicken. Seine Miene zeigte Ärger und Ungeduld.

»Verzeiht, Herr. Ich habe Euch nicht verstanden …« Ihre Stimme klang sehr hoch und dünn.

»Was tust du in dieser Gegend? Wo kommst du her?« Wieder schüttelte er sie.

»Ich … Ich bin ein Schreiber und auf dem Weg von Burgund nach Köln. Ich will mir dort Arbeit suchen«, stammelte

sie schließlich, wobei sie lateinische Wortbrocken gebrauchte. »Gestern, während des Schneesturms, habe ich mich verlaufen …«

Voller Furcht dachte Donata, dass der Diener sie sicher fragen würde, wie sie bei dieser Kälte die Nacht überstanden hatte. Was sollte sie antworten? Dass sie sich ein Feuer entzündet und sich daran gewärmt hatte? Mitten im Schneesturm brannte kein Feuer … Sie ertrug es nicht länger, in die sandfarbenen Augen zu sehen. Ihr Blick irrte am Gesicht des Dieners vorbei und über den Winterhimmel, der in einem hellen Blau erstrahlte. Über einem entfernten Hügel stieg ein Rauchfaden beinahe senkrecht in die Luft. Ein einsam gelegener Weiler oder die Hütte eines Köhlers …

»Vor Einbruch der Dunkelheit bin ich auf eine verlassene Köhlerhütte gestoßen und habe darin die Nacht verbracht. Ich hatte Glück, Herr.« Sie wurde etwas ruhiger.

Er betrachtete sie prüfend, ehe ein flüchtiges Grinsen über sein Gesicht zog und er barsch sagte: »Seit wann sind Milchbärte wie du, die den Stimmbruch kaum überwunden haben, schon Schreiber?« Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er ihr das Bündel ab. Er legte es vor sich auf den Sattelbogen und griff hinein. Als Erstes zog er Donatas Messer heraus und wiegte es nachdenklich in der Hand.

»Wozu benötigt ein Bürschlein wie du eine Waffe?«

»Um Gänsekiele zurechtzuschneiden. Und … Und um mich zu verteidigen. Die Wege sind nicht immer sicher …«

Der Diener lachte trocken auf. »Ich schätze, du wirst einen furchtbaren Gegner abgeben.«

Er griff wieder in das Bündel, förderte Schnur, Feuerstein und Zunder zu Tage, eine kleine Flasche aus Ton, die Tinte enthielt, einen hölzernen Löffel und zwei Leinenhemden. Erst als Donata den grauen Stoff in der Hand des Reiters sah, wurde ihr klar, was für ein Glück es war, dass sie am Morgen ihr Kleid als Schutz gegen die Kälte um den Oberkörper geschlungen hatte. Sicher hätte es die Aufmerksamkeit des Dieners erregt. Es war

höchst unwahrscheinlich, dass er ihr eine Lügengeschichte, warum sie dieses Kleid mit sich führte, geglaubt hätte.

Noch immer blickte sie starr auf die großen, behaarten Hände des Dieners, die die Hemden wieder in das Bündel stopften, und bemerkte kaum, dass er zuletzt ein schmales, mit einer Schnur zugebundenes Lederpäckchen hervorgezogen hatte. Erst als er die Schnur herunterriss, begriff sie, dass er das Päckchen öffnen würde. Gegen ihren Willen vollführte sie eine erschrockene Bewegung, was ihm nicht entging.

Er runzelte die Stirn und fragte scharf: »Junge, hast du etwa irgendwelche Geheimnisse?« Grob zerrte er das Leder auseinander.

Nun sah Donata zum ersten Mal, seit sie vor beinahe vier Jahren einen letzten, vergeblichen Versuch unternommen hatte, ihr eigentliches Handwerk auszuüben, ihr Werkzeug vor sich. Jener Versuch hatte ihr endgültig gezeigt, dass ihre Hände ihr beim Malen nicht mehr gehorchten. Dass es die Strafe für ihren Ungehorsam war, fortan ohne ihre Kunst leben zu müssen.

Auf dem Leder lag der Silberstift, mit dem sich feine, beinahe unsichtbare Linien auf dem Pergament ziehen ließen. Den dickeren Pinsel aus Dachshaar hatte sie für Hintergründe und andere größere Flächen benutzt und die Pinsel aus Marderhaar für kleinere Flächen und Einzelheiten. Mit dem Pinsel, der nur aus ganz wenigen Eichhörnchenhaaren bestand, hatte sie Augen gemalt. Sie hätte das Werkzeug, das sie nicht mehr benutzen konnte, längst verkaufen sollen. Doch das hatte sie nie übers Herz gebracht.

Der Diener bedachte die Pinsel mit einem gereizten Grunzen. Er hatte das ganze Bündel durchsucht und wischte es vom Sattelbogen. Es fiel in den Schnee. Sein Inhalt ergoss sich über den Boden. Als der Diener dem Pferd die Fersen in die Seiten stieß und es schwerfällig losschritt, verstand Donata, dass er sie tatsächlich gehen ließ.

*

Der Mann, der Roger hieß, verharrte oberhalb der Talkrümmung, als er die Stimme von Léon, dem Diener, hörte. Seit sich der Diener früh am Morgen vom Tross des Kardinals entfernt hatte, war er ihm durch die Wälder der südlichen Eifel gefolgt. Dabei war er sorgfältig darauf bedacht gewesen, sich zu verbergen. Denn der Diener des Kardinals war gut ausgebildet und wachsam. Und Roger musste davon ausgehen, dass Léon mit Verfolgern rechnete.

Vorsichtig arbeitete sich Roger den verschneiten und vereisten Hang hinauf. Als er eine Höhe erreicht hatte, von der aus er das Tal jenseits der Krümmung überblicken konnte, kauerte er sich hinter dem Stamm einer hohen Buche nieder. Die Sonne befand sich in seinem Rücken und würde jeden blenden, der mit den Augen den Hang absuchte. Ein Umstand, der ihm selbst jedoch eine gute Sicht bescherte. Zusätzlich schützte ihn ein breiter Strauch, zwischen dessen Zweigen vertrocknete Samenkapseln hingen, vor Entdeckung.

Als Roger sich aufrichtete, bemerkte er verwundert, dass der Diener des Kardinals sein Pferd angehalten hatte. Er hatte einen mageren, ärmlich gekleideten Knaben an der Schulter gepackt, der dem Stimmbruch kaum entwachsen sein konnte. Der Junge gehörte nicht zum Gefolge des Kardinals. Und auch auf den Burgen oder in den Klöstern oder wo sonst der Kardinal mit seinem Tross Halt gemacht hatte, war Roger ihm – dessen war er sich gewiss – nie begegnet.

Ein Bote? Er verwarf diesen Gedanken sofort wieder. Niemand würde einen dermaßen jungen und schmächtigen Burschen mit einem Botengang in dieser Einöde betrauen. Außerdem war das schmale, blasse Gesicht, das zu dem Diener aufsah, voller Angst. Wahrscheinlich handelte es sich um einen der vielen immer ausgehungerten Handwerksburschen, die auf der Suche nach einer Arbeit das Land durchzogen. Das jedoch erklärte immer noch nicht, warum sich Léon mit dem Jungen befasste. Roger bedauerte, dass die beiden zu weit entfernt waren, als dass er hätte verstehen können, was sie sagten.

Der Diener des Kardinals zerrte dem Jungen jetzt das Bündel von der Schulter, legte es vor sich auf den Sattelbogen und griff hinein. Roger sah ein Messer im Sonnenlicht funkeln, während Léon es in der Hand wog. Er sagte etwas, woraufhin sich der Junge ein wenig aufzurichten schien. Der Diener lachte und fuhr mit der Durchsuchung des Bündels fort. Nach einer kurzen Weile vollführte der Junge eine Gebärde, die Roger beinahe flehend erschien, so als wollte er etwas beschützen. Roger konnte nun erkennen, dass Léon ein längliches Päckchen in den Händen hielt. Gespannt beugte der Mann auf dem Hügel sich vor. Enthielt das Päckchen Briefe? War der Junge doch ein Bote? Ein Bote, dessen Nachricht Enzio von Trient – aus welchen Gründen auch immer – fürchtete? Wenn das zutraf, würde der Knabe diese Begegnung nicht überleben.

Roger empfand ein flüchtiges Mitleid und musterte den Jungen genauer. Erstaunt bemerkte er, dass dessen Gesichtsausdruck wechselte. Während der Diener das Leder auseinander gerissen hatte, war die Miene des Knaben voller Entsetzen gewesen. Doch nun war die Furcht von seinem Gesicht gewichen. Sehnsüchtig, so erschien es Roger, ruhte der Blick des Jungen auf Léons Händen. Auch noch etwas anderes schwang darin mit, was er jedoch nicht deuten konnte. Zwischen dem Leder befanden sich längliche, schmale Dinge, die mit Metall versehen sein mussten. Denn als der Diener die Hände bewegte und die Sonne auf den Inhalt des Päckchens traf, blitzten Lichtfunken auf. Briefe trug der Junge nicht bei sich.

Plötzlich verstand Roger, woran ihn der Ausdruck des Knaben erinnerte. Er hatte dergleichen oft genug gesehen, und auch er selbst hatte ihn früher häufig genug gehabt: den Blick eines ausgehungerten Bettlerkindes, der voller Verlangen auf köstliche Speisen gerichtet war. Speisen, wie sie auf den Tafeln der Reichen kredenzt wurden.

Nun warf der Diener des Kardinals das Bündel in den Schnee und setzte seinen Weg fort. Der Junge bückte sich und

starrte dem Reiter hinterher, als könnte er es nicht recht fassen, dass er unbehelligt blieb. Roger achtete nicht weiter auf ihn. Er erhob sich eilig und zwängte sich durch das Unterholz, um wieder ein Stück talwärts zu gelangen, wo die Bäume weniger dicht standen und wo er Léon leichter folgen konnte.

Er hatte beinahe den Saum des Waldes erreicht, als er nicht weit entfernt ein Rascheln hörte. Hastig duckte er sich, griff nach dem Messer, das er im Gürtel trug, und drehte sich um. Doch es war nur der Knabe, der, wenige Armlängen von ihm entfernt, den Hang hinaufkroch. Voller Angst blickte der Junge immer wieder über die Schulter, während er sich, so schnell er konnte, an Zweigen und Ranken emporzog. Warum auch immer der Diener des Kardinals den Jungen aufgehalten haben mag, dachte Roger, er hat dem Burschen jedenfalls einen panischen Schrecken versetzt.

*

Nachdem Léon in der zerstörten Kirche angelangt war und den Schnee von dem Leichnam entfernt hatte, betrachtete er ihn prüfend, wich dabei jedoch den starren Augen aus. Es war nicht gut, dem Blick eines Toten zu begegnen. Unter der dünnen Flockenschicht stach die Masse der gefrorenen Eingeweide rot hervor. Zusätzlich zur Totenstarre war auch die eisige Kälte in den Körper des Mönchs gedrungen. Der Diener breitete ein Tuch aus Sackleinwand auf dem Boden aus. Danach brach er, ohne viel Kraft aufwenden zu müssen, die dürren Gliedmaßen des Leichnams – anders konnte er ihn nicht auf seinem Pferd wegschaffen – und schlug den groben Stoff um den kalten Körper.

Léon bückte sich erneut, wollte den Toten aufheben. Doch eine Spur im Schnee erregte seine Aufmerksamkeit. Der Wind hatte ihre Kanten abgeschliffen, dennoch unterschied sie sich von den Spuren, die sein Herr, er selbst und die anderen beiden Männer während der vergangenen Nacht hinterlassen hatten.

Sie wirkte frischer. Außerdem führte sie von der Apsis quer durch die Ruine und nach draußen. In der Nacht zuvor hatte Léon selbst überprüft, ob sich jemand hinter dem Altar verbarg. Doch dies waren nicht seine Fußtritte. Er fluchte und lief in den rückwärtigen Teil der Ruine. In dem gemauerten Altar befand sich ein breiter Spalt, daneben lagen Steine. Hastig kauerte sich Léon nieder.

Nachdem er den Spalt mit einigen raschen Griffen erweitert hatte, schob er die Schultern hindurch und tastete den Hohlraum ab. Der Boden war mit einer dicken Schicht trockenen Laubs bedeckt, das nicht der Wind hineingetragen haben konnte. Seine Hände, die rasch durch die Blätter fuhren, stießen gegen etwas, einen kleinen, unförmigen Klumpen. Léon zog ihn heraus und starrte verdutzt auf einen Brotkanten. Er fühlte sich kalt an, fast gefroren. Aber als der Diener des Kardinals ihn auseinander brach und mit den Fingern über die Innenseite des Brotes strich, stellte er fest, dass diese noch weich war. Wer auch immer das Brot im Altarsockel zurückgelassen hatte, er hatte es vor nicht allzu langer Zeit getan.

Der Diener hastete zum Portal der Ruine. Als er das Tal überblickte, erkannte er die Tritte seines Pferdes in der weißen, funkelnden Decke, die über dem Land lag. Auch die Fährten, die die Tiere während der vergangenen Nacht gezogen hatten, waren noch schwach sichtbar. Andere konnte er zuerst nicht ausmachen. Aber als er seinen Blick noch einmal über die verschneite ehemalige Umfriedung wandern ließ, entdeckte er erneut die Fußtritte. Sie führten auf ein Gebüsch zu und von dort aus weiter bis zum Waldrand auf der anderen Seite der Lichtung. Ihre Umrisse waren merkwürdig klein. Zu klein für einen Mann. Sie verliefen in die Richtung, wo er, zwei Wegstunden entfernt, den Jungen getroffen hatte.

Sein Misstrauen, als er dem Knaben in dieser Einöde begegnet war, hatte ihn also nicht getrogen. Der Junge hatte Angst gehabt, das hatte er deutlich gespürt. Bei Gott, er wünschte sich, dass er seiner Ahnung gefolgt wäre. Dann hätte er aus

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Beate Sauer

Die Buchmalerin
Roman

Taschenbuch, 528 Seiten, 11,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-442-46178-3

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2006

Ihre Bilder sehen so lebendig aus, dass die Leute munkeln, der Teufel würde ihr die Hand führen. Seit vier Jahren schon ist die junge Buchmalerin Donata deshalb auf der Flucht vor der Inquisition. Als sie eines Nachts auch noch Zeugin wird, wie ein Kardinal einen hochrangigen Inquisitor ermordet, wird sie nur um so erbarmungsloser verfolgt. Denn von nun an ist sie die Schlüsselfigur in einem perfiden Ränkespiel um die Macht im Deutschen Reich des Mittelalters …

Der Titel im Katalog